



Peter Stamms Bücher wurden in 41 Sprachen übersetzt. Zuletzt kam Usbekisch hinzu.

Foto: Mayk Wendt

«Ich brauche das Risiko des Nichtgelingens»

Peter Stamm war zu Gast am Literaturfestival in Poschiavo – Lettore dalla Svizzera alla Valposchiavo. Das Motto des Festivals «Auf der Kippe» ist auch ein Leitmotiv in Stamms Schreiben. Die EP/PL traf den Autor zum Gespräch.

BETTINA GUGGER

Engadiner Post: Peter Stamm, die Lettore dalla Svizzera alla Valposchiavo ist ein viersprachiges Literaturfestival. Wie hat Sie die Viersprachigkeit in Ihrer Literatur beeinflusst?

Peter Stamm: Das Französische ist für mich sehr wichtig, auch das Italienische in der Übersetzung, daher auch ein Lob allen Übersetzerinnen und Übersetzern. Seit der Antike und schon davor wurde Literatur immer übersetzt und Sprachgrenzen überwunden. Wenn ich die Schweiz mit Deutschland vergleiche, sind wir sicherlich auch wegen dem lateinischen Einfluss anders, was sich alleine schon in der Küche niederschlägt. Durch unsere mindestens vier Kulturen pflegen wir eine Offenheit anderen gegenüber. Wir haben keine so klare Identität, das tut ganz gut. Es ist schön, diese Vielfalt an einem Festival abzubilden, da wird einem auch bewusst, wie wenig man die anderen Literaturen kennt, sogar im eigenen Land.

«Man darf als Schriftsteller Künstler sein»

Das Engadin inspirierte Sie zu dem 2013 erschienenen Roman «Nacht ist der Tag». Eine Kurzgeschichte im Erzählband «Seerücken» spielt aufs Val Sinestra bei Sent an. Was muss ein Ort haben, damit er Sie zum Schreiben inspiriert?

Eine Gegend muss eine Atmosphäre haben. Dabei suche ich nicht immer nach den schönsten Orten, im Gegenteil. Manchmal ist die Wahl auch Zufall. Die Orte, die man kennt, sind wie ein Fundus, aus dem man als Schriftsteller schöpft.

Der Dokumentarfilm «Wechselspiel», den Arne Kohlweyer und Georg Isenmann über Sie und Ihr Schreiben gedreht ha-

ben, bot den Anlass für Ihren aktuellen Roman «In einer dunkelblauen Stunde»; er handelt von einem Schriftsteller, der von einem Regisseur-Paar, Andrea und ihrem Freund Thomas, begleitet wird. Im Film sagen Sie, dass Sie immer aus der Erinnerung schreiben. Durch das autofiktionale Setting haben Sie dieses Vorgehen aufgebrochen. Sie sind der Zeit vorausgegangen.

Ich würde den Roman nicht als Autofiktion bezeichnen. Während dem Schreibprozess kommen immer wieder Recherchen hinzu und ich verwende dann ganz frisches Material. Grundsätzlich ist die Erinnerung aber meistens besser als die direkte Recherche. Die erinnerten Inhalte sind meist schon massiv reduziert; in der Erinnerung ist ein Ort kein Bild mehr, sondern eher ein Gefühl für einen Ort.

Wie bewahren Sie sich die Frische und den Mut, als Bestsellerautor künstlerische Experimente einzugehen wie mit dem aktuellen Wechselspiel zwischen Film und Roman?

Das ist eine Grundeinstellung. Ich finde, man darf als Schriftsteller Künstler sein, da man künstlerische Verfahren anwendet. Da geht es nie einfach darum, Geld zu machen. Das wäre auf eine andere Art einfacher. Mich treibt häufig auch Langeweile an. Wenn ich etwas zwei, drei Mal gemacht habe, will ich etwas Neues ausprobieren. Es ist eine Art Neugierde. Wenn mich ein Text nicht herausfordert, wird er auch nicht gut. Ich brauche das Risiko des Nichtgelingens.

Wie bleibt man im Literaturbetrieb unbestechlich?

Eigentlich müsste das selbstverständlich sein. Das ist ja der Witz am Künstlersein, dass man seine eigenen Projekte verfolgt, unabhängig denkt, sich nicht instrumentalisiert lässt. Aber natürlich gelingt das nicht allen. Humor ist ganz wichtig. Im Alltag bin ich ziemlich selbstironisch. Autorinnen und Autoren, die mich nicht besonders überzeugen, sind meistens auch Autoren, die sich zu ernst nehmen.

Ihre Geschichten entfalten sich oft zwischen dem Spannungsfeld Liebe und Tod, so auch der aktuelle Roman. Darin wird der Tod auf eine Art überwunden. Wie haben Sie den Entstehungsprozess erlebt?

Es war ein sehr spannendes Arbeiten. Durch die Dreharbeiten kam eine Leichtigkeit hinein. Es war wie ein Spiel

mit den Filmemachern, das hat Spass gemacht. Wenn man etwas schreibt, das Spass macht, wird es auch leichter. Ich will Erfahrung dazu nutzen, Neues zu wagen. Ich kann mir heute auch mehr erlauben als vor 25 Jahren.

Der Protagonist Wechsler sagt, Literatur brauche starke Gefühle. Sehen Sie das auch so?

Was Wechsler übers Schreiben sagt, teile ich weitgehend. Ich suche in der Literatur grosse Themen. Judith Hermann sagte kürzlich in einem Gespräch in Winterthur, sie wolle keine andere Realität schaffen, sie wolle durch das Schreiben die Realität, in der wir leben, verstehen. Da sind wir uns ähnlich: Wir wollen beide etwas über unsere Welt herausfinden, und nicht einfach eine alternative Welt erfinden. Für mich ist Literatur ein Erkenntnisinstrument.

«Glück als Dauerzustand ist nicht vorstellbar»

Als junger Autor interessierte Sie das Verhältnis zwischen dem Leben und der Vorstellung, die man vom Leben hat, wie eine Archivaufnahme im Dokumentarfilm verrät. Wie würden Sie heute dieses Verhältnis beschreiben?

Das ist ein ewiges Thema und reicht bis zum Höhlengleichnis von Platon zurück; wie wir die Welt wahrnehmen und wie sie wirklich ist, wird sich nie decken. Alleine ihre Welt und meine sind zwei völlig unterschiedliche Welten. Es gleicht fast einem Wunder, dass wir uns trotzdem unterhalten können. Und so gibt es unzählige Welten, die nicht deckungsgleich sind. An diesem Thema kann man sich ein Leben lang abarbeiten.

Ihre Bücher handeln immer auch von der Sehnsucht im Leben, der Unvollkommenheit ...

Bereits in «Agnes» beschreibt die Protagonistin das Glück als Punkte und das Unglück als Bewegungen. Das Glück gibt es auch in meinen Büchern. Aber es ist nicht bleibend. Glück muss momenthaft sein, sonst würde man sich daran gewöhnen. Dann gibt es noch das Glück der Erinnerungen an jene Momente. Glück als Dauerzustand ist nicht vorstellbar und auch nicht wünschenswert. Das stört mich

auch bei der jungen Generation, diese Haltung, sie habe das Recht auf Glück. Das bedingungslose Grundeinkommen zielt in diese Richtung. Das Leben besteht aus Arbeiten. Es gibt kein Tier, das einfach auf dem Rücken liegt und ein schönes Leben hat. Ich habe mir nie gewünscht, nicht mehr arbeiten zu müssen, denn ich mache genau das, was ich gerne mache. Meine Work-Life-Balance wird immer auf die Seite der Arbeit ausschlagen.

«Keine weichgespülte Literatur schreiben»

Im Roman spielen Sie auf das Buch «An einem Tag wie diesem» an, das 2006 erschienen ist. Vor 25 Jahren erschien Ihr erster Roman «Agnes». Wie hat sich Ihr Blick auf die Literatur im Laufe der letzten Jahre verändert? Wären diese Romane heute noch denkbar?

Sie sind sicher noch denkbar. Das Klima hat sich jedoch verändert. Gestern sprach ich mit Matthias Zschokke über Denk- und Schreibverbote. Die Entwicklung, dass man manchmal bereits Selbstzensur ausübt und sich fragt, ob etwas noch erlaubt ist, macht uns beiden Sorgen. Es ist traurig, wenn dabei ein Konformismus entsteht, bei dem man keine Angst mehr zu haben braucht, dass Leute sich auf die Füsse getreten fühlen.

Andrea könnte als weibliches Pendant zu Andreas aus «An einem Tag wie diesem» gelesen werden. Sie ist ihrem Partner gegenüber ziemlich ungehalten. Ihr Verhalten wirkt viel drastischer als das Verhalten von Andreas, der mit seinen Geliebten auch nicht gerade zimperlich umgegangen ist.

Thomas ist auch ein nerviger Typ. Das ist ein normales Beziehungsverhalten. Aber das gefällt mir natürlich an Andrea.

Was hat Sie zu dieser Figur inspiriert? Die Figuren tauchen einfach auf. Ich mag Andrea sehr. Sie ist politisch nicht korrekt. Sie ist kein alter weisser Mann, daher kann sie machen, was sie will. Würde das, was sie sagt, ein Mann sagen, hielte man ihn für ein Arschloch.

Also ist das Ihre Antwort auf die Angst, als alter weisser Mann gecancelt zu werden?

Nein. Ich habe ja immer schon aus der Sicht von Frauen geschrieben. Die Romane «Nacht ist der Tag» oder «Ungefährer Landschaft» sind auch aus der weiblichen Perspektive erzählt. Aber die Frauenperspektive ist natürlich weniger heikel. Ich versuche, die Selbstzensur zu vermeiden. Es wäre schlimm, wenn ich nicht mehr schreiben könnte, was ich möchte. Man sollte nicht anfangen, eine weichgespülte Literatur zu schreiben. Das Klima hat natürlich auch mit der Qualität der Kritik zu tun. Heute nimmt man die Inhalte eines Buches als Wirklichkeit und regt sich darüber auf, wenn eine Figur etwas macht, das einem nicht gefällt. Ob eine Figur sympathisch ist, ist in der Literatur kein Kriterium. Was sollen das dann für Bücher sein, in denen nur noch politisch korrekte Figuren vorkommen, die politisch korrekte Dinge sagen?

Ihr Verleger sagt im Film, durch die zusätzliche Reflexionsebene im aktuellen Roman beginne ihr Alterswerk. Widerspiegelt sich diese Entwicklung auch in Ihrem aktuellen Schreiben?

Nein, im Gegenteil. Ich kann dieses Buch nicht wiederholen. Ich habe im Moment zwei Ideen; die eine ist sehr riskant, die interessiert mich im Moment mehr, aber eigentlich kann es gar nicht klappen.

«In einer dunkelblauen Stunde», S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, 2023. ISBN 978-3-10-397128-6

Peter Stamm...

... wurde 1963 in Scherzungen im Kanton Thurgau geboren. Nach einer kaufmännischen Lehre studierte er Anglistik, Psychologie, Psychopathologie und Informatik. Er arbeitete als Journalist für die Neue Zürcher Zeitung, den Tagesanzeiger, die Weltwoche und den Nebelspalter. Seit dem Erfolg seines Debütromans «Agnes» widmete er sich hauptsächlich der Schriftstellerei. Er veröffentlichte sechs weitere Romane, fünf Erzählensammlungen und einen Band mit Theaterstücken. «Die sanfte Gleichgültigkeit der Welt» wurde mit dem Schweizer Buchpreis 2018 ausgezeichnet. Der Autor lebt mit seiner Familie in Winterthur. (ep)